

„Ich will genauer hinsehen“

INTERVIEW: Ein Gespräch von Günter Grass mit Klaus Kufeld, Leiter des Ludwigshafener Bloch-Zentrums und Autor, über das Reisen und seine Zeit in Indien

Für sein bei Suhrkamp erschienenes Buch „Reisen. Ansichten und Einsichten“ interviewte der Autor und Leiter des Ludwigshafener Ernst-Bloch-Zentrums, Klaus Kufeld, 2006 Günter Grass. Aus Anlass des Todes des Nobelpreisträgers hat uns Kufeld sein Originalmanuskript dazu überlassen. Wir drucken Teile daraus.

Wie fing das bei Ihnen an mit dem Reisen?

Meine ersten Reisen aus eigenem Antrieb waren 1951 und 1952. Da bekamen 1951 wir in der Bundesrepublik das erste Mal Pässe und durften 300 DM an Devisen mitnehmen. Mehr hatte ich sowieso nicht. Da habe ich, als ich in Düsseldorf auf der Kunstakademie war, meine erste große Auto-Stopp-Reise gemacht, bis nach Sizilien.

Ein bisschen Seume, ein bisschen Goethe? War es die Italiensehnsucht?

Ja, ja, das war das erste. Das nächste Reiseziel war Frankreich. Auch auf die Art und Weise. Und das hat natürlich auch meine Art des Sehens und des Verweilens für spätere Reisen beeinflusst. Ich bin nie so in dem Sinn Tourist gewesen. Mir ging auch immer in der Kürze der Zeit das Geld aus. Dann habe ich also auch in Klöstern übernachtet und in den Klöstern gab es überall irgendwo eine Gipsfigur, wo der Heiligenschein, ein Fingerchen abgebrochen war, was ich restaurieren konnte. Sie wissen, dass ich Steinmetz bin. Da bekam man frei Kost und Logis und ein Stück Käse und ein Stück Wurst auf die Reise mit. In Messina habe ich für Butangas Reklame gemacht und solche Geschichten, also um immer weiter reisen zu können. Also das ist eine Art des Reisens gewesen von Anfang an.

Es ging ihnen von Anfang an um das Sehenlernen? Das, was Rimbaud gesagt hat, man hat ein Seher zu werden?

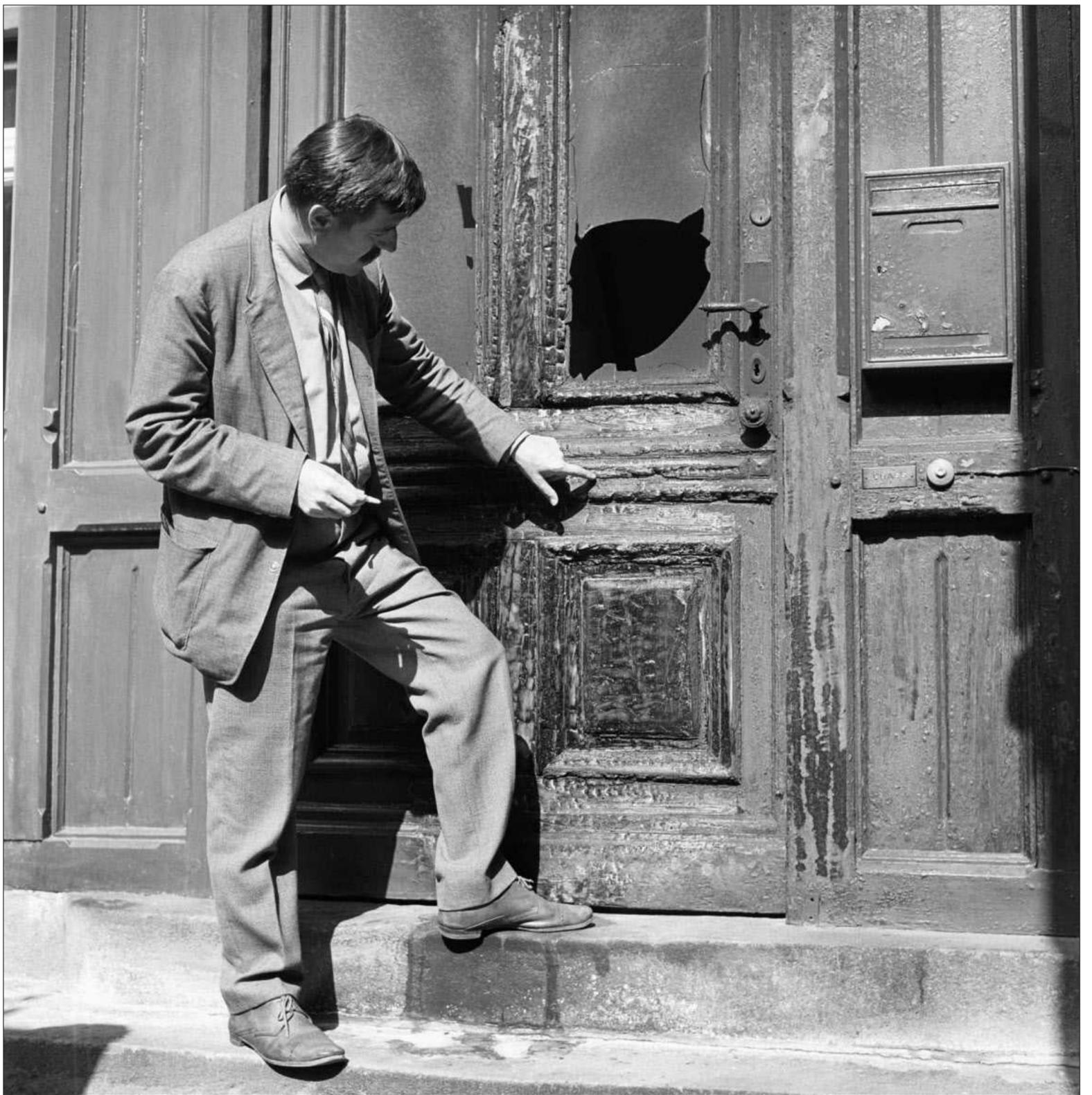
Ich fotografiere ja nicht, ich zeichne. Vor ein paar Jahren war ich mit einer Gruppe junger Schriftsteller, die ich eingeladen hatte, im Jemen. Unser Programm mit Lesungen und Diskussion war sehr interessant. Und da gab es irgendwann eine lange Überlandreise mit dem Bus. Alle zwei Stunden war Pause und wir gingen irgendwo raus, meistens hatte man einen schönen Blick in die Landschaft hinein, in die Terrassenlandschaften. Da gingen 30 Leute raus, ich setzte mich auf den nächsten Stein, nahm mein Notizblock raus und zeichnete. Um mich herum hörte ich ein Klick, Klick, Klick.... Und dann kam ein Hirte, malerisch angezogen, Prophetenbart und Turban und die wollten den alle fotografieren und da wollte er das Geld dafür haben. Und ich habe ihn gezeichnet. Keinen Pfennig wollte er dafür haben. Er war sehr stolz und fühlte sich sehr geehrt.

Ein schönes Beispiel. Das Zeichnen, ist das auch gleichzeitig ein Hineinversetzen, Verarbeiten? Nicht nur Abbilden?

Ja. Ich will genauer hinsehen. Denn die, die nur noch machen, sehen ja nichts mehr. Meine jüngste Tochter, die jetzt 26 ist, die war vor einem Jahr mit mir in Calcutta. Habe sie mal ein bisschen miteingeladen. Die ist von Beruf Hebamme. Gut, sie hat viel gesehen in Calcutta, blieb aber länger da als ich, weil ich zurück musste. Und hat sich aus eigenem Antrieb drei oder vier Krankenhäuser und Hebammenstationen in Calcutta angeguckt und kam dann auch mit Leuten ins Gespräch, weil sie auch mit dem Gedanken spielte, später, wenn sie mal genug Praxis hat, als Hebamme ins Ausland zu gehen. Und dann ist sie ins Ganges-Delta in eine Station gefahren. Und hat sich das auch angeguckt. Die hatte ein ganz anderes Bild von Indien als ein Normalreisender. Viele Reisende gehen nie in eine Moschee hinein. Was man ja machen kann und dann sieht man etwa, dass jede Moschee außer den Beträumen eine Vielzahl von Sozialräumen hat. Da werden Alte betreut, Junge betreut, eine Art Suppenküche und da gibt es billiges Brot. Und auch dort sind es wieder die Fundamentalisten, die das ausgleichen, was jeweils der Staat, ob das Ägypten ist oder wo immer auch, versäumt hat. Und können sie auch ihre Leute rekrutieren, bis in den Terrorismus hinein. Ich will jetzt nicht direkt mit den mafiaähnlichen Verbindungen in den Slums vergleichen, aber das funktioniert ähnlich wie dort. Denn es geht um die soziale Leistung, was sie bringen für die Betroffenen, und da gibt es gewisse Annäherungen.

Herr Grass, Sie haben mal irgendwo geschrieben, dass Sie sich – mit Erwin Chargaff – als „Missvergnügungsreisenden“ sehen. Sie schreiben in „Zunge zeigen“, wovon Sie „weggeflogen sind, von Wiederholungen, die Sie als Neuigkeiten ausgeben und die halbeingestandene Ratlosigkeit, die mitfliegt.“ Haben Sie das Wegfliegen als eine Art berechtigte Flucht erlebt?

Als bewusste Distanznahme und auch aus eine Situation, zu dem Zeitpunkt damals war mein Roman „Die Rättin“ herausgekommen, über die man herge-



Der Schriftsteller Günter Grass 1965 vor der angekokelten Tür seines Hauses in Berlin-Friedenau.

FOTO: DPA

fallen ist. Und das war auch mit ein Anstoß und auch wollte ich mal raus längere Zeit und Distanz zu diesem Eurozentrismus haben. Und da ich nun ja schon einige Asienreisen mit meiner Frau gemacht hatte, und auch alleine einmal in Calcutta gewesen war, wollte ich nach Calcutta und mir das längere Zeit angucken. Das war der Grund.

Man könnte Kalkutta als die symbolische Geburtsstadt der Rättin bezeichnen. Sind Sie quasi mit der Rättin im Kopf hingefahren und hatten eine Vorstellung von der Rättin?

Ich bin 1986 nach Kalkutta gegangen. Da war Die Rättin bereits erschienen – und ist „verrisen“ worden. Zuvor war ich Ende der 70er Jahre in Kalkutta gewesen, wo ich auch die Stahlwerke besucht habe. In Kalkutta war ich nur drei Tage und ich war sicher, in diese Stadt musst du noch mal hin, das musst du dir genauer und länger angucken und dann kam ich aber nicht dazu und habe es relativ spät nachgeholt. Wenn ein Buch eine Geburtsstunde da erlebt hat, dann war es „Ein weites Feld“ mit meiner Fontane-Begegnung, aber nicht „Die Rättin“. Und auch bei aller Fremdheit, die dort war, gab es ja etwas in Bengalen, was gewisse Ähnlichkeit mit Deutschland hatte. Das Geteilte. Bangladesch auf der einen Seite und Westbengalen auf der anderen Seite. Kalkutta war voller Flüchtlinge aus Bangladesch, die meistens in Slums lebten und in wilden Slums, in besetzten Häusern, besetzten Ruinen, muss man besser sagen. Und die gemeinsame Sprache: alle Staaten getrennt und verfeindet, aber es gab Kulturkontakte. Das ist etwas, was ich auch von Deutschland her kannte. Also, dass sich im Grunde die anfällige Substanz trotz der Teilung am besten gehalten hat.

In Ihren Texten aus Indien liest man immer wieder vom „Lächeln der Leute“ und

dem „Glück“ und gleichzeitig von objektivem Elend?

In den Slums gibt es keine Verelendung. Das ist Armut. Die Slums sind alle durchorganisiert. Verelendung gibt es in den „wilden Slums“. Aber die Groß-Slums sind in sich organisiert. Und was mich da überrascht hat, ist einfach die „Vitalität der Armut“ und die „gute Laune“, die die da haben. Diese Menschen leben von Tag zu Tag. Es geht immer um die Reis-Ration für den nächsten Tag. Eine deutsche Filmemacherin wollte einmal einen Film drehen über das Elend in Indien. Sie hat die Filmarbeit mit Tabakarbeiterinnen abgebrochen, weil die Rättin bereits erschienen, dass sie nicht mehr von Preistreibern abhängig sind, sondern eben ihre festen Lebensmittelpreise haben. So, wie das in den Anfängen der Arbeiterbewegung in Europa mit den Genossenschaften, mit den Konsumläden gewesen ist. Und mit all diesen Geschichten.

... und haben einen Aufstieg erlebt?

Ja, sie haben einen Aufstieg erlebt. Und waren dabei, sich gewerkschaftlich zu organisieren und durchzusetzen, dass sie etwa von einem 12-Stundentag auf einen 10-Stundentag kommen, und dass sie einen Konsumladen haben und dass sie nicht mehr von Preistreibern abhängig sind, sondern eben ihre festen Lebensmittelpreise haben. So, wie das in den Anfängen der Arbeiterbewegung in Europa mit den Genossenschaften, mit den Konsumläden gewesen ist. Und mit all diesen Geschichten.

Und dieses „Glück“, das diese Menschen auch erleben, ist auch eben sehr stark kastenbedingt. Dass man sich einfach abfindet mit dem Schicksal, mit der vorgegebenen Kaste, und dass man innerhalb dieser Lebensgestaltung auch sein „Glück“ findet?

Also im direkten Zusammenleben im Slum spielt das Kastensystem nicht mehr eine so große Rolle, obwohl da auch Kastenschiede sind. Was mich aber schockiert hat in den Slums, ist die „Schönheit der Armut“.

Könnte man hier von einer eigenen „Ästhetik der Armut“ sprechen?

Ich könnte ja einen gewagten Vergleich anstellen und eine von diesen aus Resten zusammengebauten Slum-Hütten neben das Hochhaus der Deutschen Bank in Frankfurt am Main setzen, dort, wo die Plastik „kontinuität“ von Max Bill steht, und einen ästhetischen Vergleich machen. Die Slum-Hütte siegt! Und sie ist schöner.

In der Tat eine schöne Sicht.

Es geht natürlich nicht um eine künstliche Ästhetisierung der Armut, das wäre Quatsch. Jedoch: Ich bin als armer Zeichner hingegangen, ich habe mich dann wirklich hingeguckt und habe dieses Bild gezeichnet und war überrascht, aus welchem Schrott, also aus welchen Behelfsmitteln diese Hütten entstehen und wie sie jeweils ihr Gesicht haben, ihr individuelles Gesicht, und eine merkwürdige Schönheit.

Ich finde es faszinierend, wie Sie es geschafft haben bei ihrem längeren Aufenthalt in Kalkutta trotz ihrer Bekanntheit zu einem völlig normalen Menschen zu werden und sich mit den Bewohnern zu unterhalten?

In dem halben Jahr in Kalkutta war ich möglichst abgeschirmt. Jedes Interview, also von deutschen Zeitungen, wurde vermieden. Der „Spiegel“ hat regelrecht Spione angesetzt, hat Leute bezahlt, aus der Nachbarschaft, um uns zu beobachten. Weil ich Ihnen ein Interview verweigert habe.

Was wollten die damit erreichen? Was wollten die ausspionieren?

Ich weiß nicht, vielleicht dass ich da in Saus und Braus leben könnte oder irgendwas. Das war für die merkwürdig, dass ich nicht im Sterne-Hotel abgestiegen bin. Ich war vor über einem Jahr, im Januar 2005, nach 18 Jahren, wieder in Kalkutta gewesen und diesmal eben mit einer Gruppe von Leuten und das war mir, wenn Sie so wollen, eine kleine sentimentale Reise, und ich war überrascht, wie ich da im Gedächtnis aufgewacht bin. Das Buch war sehr umstritten, als es dort auf Bengali rauskam. Aber sie haben meine Sicht akzeptiert. Und wissen, dass diese Sicht nicht abgrundtief falsch ist. Und da bin ich auch zusammen mit ein paar Leuten und Journalisten aus Deutschland bei Mutter Theresa reingegangen und haben uns den Kali-Tempel angeschaut. Stadtverwaltung, Polizei dabei, es hat Schutz gegeben. Ja, und da bin ich ausgeschert und sah also einen modrigen, typischen Abwasser-Kanal – und da war der Slum. Ich bin da also einfach losgetigert und ein paar von den Leuten brav mit rein. Und die Polizei war ratlos. Und dann waren wir nach wenigen Schritten zwischen diesen Slum-Hütten. Und schüchterne, freundliche Leute, die dann erst mit Dolmetscher Fragen beantwortet, wie lange sie schon da drin sind, über die Kinder und anderes.

Es war nicht gefährlich, wie man ja oft vermutet?

Nein, absolut nicht. Für mich war es etwas Gewohntes, aber die Journalisten, die da mitzogen, waren etwas erstaunt.

Da waren also Journalisten dabei.

Ja. Wir haben auch dann eine Zeichnung einem Ehepaar gewidmet. Sie kamen beide aus Brahmanen-Familien, habe aber, was ganz selten vorkommt in Indien, das Brahmanentum regelrecht abgelegt, und in ihrer Stadt ein soziales Zentrum aufgebaut und im benachbarten Stadt-Slum angefangen. Al-

so das war schon Jahre vor meinem Besuch so. Für Frauen eine Art Kindergarten eingerichtet, damit die arbeiten konnten. Und eine Schule eingerichtet. Und mit den Jugendlichen, die sie dort ausgebildet haben, haben sie den Grundstock für Lehrer gelegt. Als ich dort war, war das im Aufbau begriffen, in der Region Kalkutta auf den zur Ruhe gekommenen Müllbergen, wo Tausende von Leuten leben. Und auf dem Müll Gemüse ziehen. Das ist der sauberste Müll der Welt.

Der sauberste Müll?

Zehnmal durchwühlt. Und da haben sie eine Schule errichtet. Und wissen Sie, wenn Sie das auch sehen, das war jetzt 18 Jahre später, das gibt es nach wie vor. Ich habe ja nach meiner Rückkehr dann so eine kleine Hilfsorganisation aufgebaut, so dass wir jedes Jahr sechs bis siebentausend Euro überweisen; da werden Schulhefte und Schulspeisung und so was finanziert. Mit welchen primitiven Mitteln nach wie vor dort Kinder, die sonst keine Chance haben, der Ansatz von Unterricht geboten wird. Der Andrang ist so groß, dass sie nicht mehr genügend Räume haben zum Unterrichten. Dann haben sie von einigen Ladenbesitzer während der Mittagszeit, wenn da Ruhe herrscht, die Erlaubnis bekommen, auf dem Bürgersteig vor den Geschäften ihre Bastmatte auszurollen, und dann hocken dort 30 Kinder in absoluter Ordnung und werden (rechts läuft der Verkehr) unterrichtet. Und die Kinder sind gebannt und aufmerksam und wollen lernen. Ich erzähle das mal meinen Enkelkindern, wenn die wegen der Schule meckern. Die werden das nicht verstehen. Weil uns überhaupt nicht mehr bewusst ist, wie privilegiert wir sind.

LESEZEICHEN

Klaus Kufeld: „Reisen. Ansichten und Einsichten“; Suhrkamp, Berlin.